

Weiße Blütenblätter hängen  
Lautlos rieselnd auf den Sand.  
Blaue Hügelketten winkten  
Traumverloren über Land.

Grüßend zieht an uns vorüber  
Dieses Tages letztes Lid.  
Das von dir zu mir überuber  
Süde Strahlenfröhen flücht.

Doch die weil wir zitternd warten  
Auf ein wundervolles Wort.  
Schleicht sich durch den stillen Garten  
Stehn des Glück der Stunde fort.  
Anna Ritter.

Zwei Abenteuer.

Erzählung von S. Reinhold.

Abend ist's. Wie in einem Feuer-  
meer verflammt die Sonne hinter den  
nebelumflorten Berggipfeln, die im  
Abendstrahl erglühen, während drun-  
ten im Thale das Kirchlein in trauri-  
gen Tönen zum Awe läutet.

Über die Landstraße eines dünn-  
bevölkerten Bezirkes der Grafschaft  
Walesreitet Mister Clinton, ein junger  
Mann von 25 Jahren. Er trägt gelbe  
Samaschen, graue Kleidung, und auf  
dem Rücken seines Pferdes ist ein Fell-  
eisen von beträchtlichem Umfange an-  
geschmalt.

Nach längerem Ritte nimmt ihn der  
Wald auf, und die Nacht droht ihn  
zu überfallen. Er gibt seinem Pferd  
die Sporen, um vor Nacht und Wetter  
Schutz zu suchen, und hat die Freude,  
nach einem halbständigen Ritt einen  
Schimmer zu erblicken, der nur von  
einem Lichte herkönnen konnte. Er  
überzeugt sich davon, und kurze Zeit  
darauf hält er vor der Thür eines  
Wäldchenhauses, aus dem er Stimmen  
vernimmt.

Er pocht ohne Zögern an die Thür.  
Augenblicklich verstummen die Stim-  
men, die Worte: „Nur herein!“ drin-  
gen an sein Ohr, und fast zu gleicher  
Zeit wird die Thür aufgerissen. Der  
Schwein eines trüblichen Lichtes fällt  
auf ihn, und ein hämmiger Mann mit  
finstern Gesicht fragt in scharfem,  
wälfischem Accent: „Wer ist da?“

Clinton steigt vom Pferde und fragt  
ruhig, ob er etwas essen und übernach-  
ten könne.

„Ja“, erhalt er kurz zur Antwort.  
„Treten Sie nur ein.“ In dem engen,  
schmüppigen Gemache befanden sich drei  
ältere Männer, ein junger, hübscher  
Bursche, offenbar der Sohn des Wirt-  
thes, und eine Frau, die alle ein so  
verdächtiges Aussehen hatten, daß  
Clinton gern ein Jahr seines Lebens  
darum gegeben hätte, wieder auf der  
Straße zu sein, selbst auf die Gefahr  
hin, die Nacht im Walde zubringen zu  
müssen.

Als er gegessen und getrunken hatte,  
kündigte er dem Wirt unter Gähnen  
an, daß er sich zur Ruhe legen wolle.  
Er erkundigte sich noch nach seinem  
Pferde und ging dann nach seiner  
Kammer. In einer Ecke der Stube, die  
man ihm amies, stand ein Bett, da-  
neben ein Tisch mit einem Licht da-  
rauf. Ein Sofa, ein paar wackelige  
Stühle und ein Kleiderständer ver-  
vollständigten die Einrichtung.

Clinton warf einen flüchtigen Blick  
auf diese Gegenstände und öffnete das  
Fenster. Wind und Regen schlugen  
ihm ins Gesicht. Er hielt den Kopf  
hinaus und bemerkt, daß der Boden  
nicht so weit entfernt sei, um nicht  
einen Sprung mit Glück wagen zu  
können. Er schloß das Fenster wieder  
und ging nach der Thür, fand aber,  
daß sie unverschiebbar sei. Dann  
legte er sich auf einen Stuhl und  
überlegte, was zu thun, denn daß ein  
Übernachten in diesem Hause für ihn  
den sicheren Tod bedeuten würde,  
dafür war er sich klar. Deshalb  
wollte er fliehen, und zwar gleich.

Nach Schritt er ans Bett, schnitt es  
in zwei Hälften und band die beiden  
Teile aneinander, dann bestieg er  
das eine Ende an das Fensterzeug  
und ließ sich vorsichtig hinab. Die  
Entfernung mußte aber doch größer  
sein, als er dachte, denn als er noch  
immer seinen Boden unter den Füßen  
fühlte, ließ er mit voller Zuversicht  
das Seil los und sprang herab  
hinunter. Aber er fiel immer tiefer,  
und mit einer solchen Schnelligkeit  
und Gewalt, daß ihm das Bewußtsein  
schwand.

Unter dem Fenster des Zimmers  
war eine tiefe Grube, so tief wie ein  
Brunnen gegraben, wahrscheinlich, um  
Reisende darin zu fangen, die gleich  
Clinton Argwohn schöpften und zu  
entfliehen suchten.

Wie lange Clinton in der Grube lag,  
wußte er nicht. Als er wieder zu sich  
kam, hörte er Stimmen.

„Der hat einen hübschen Luftsprung  
gemacht“, sprach eine Stimme.  
„Und sich dabei das Genick gebro-  
chen“, eine andere.

„Das kann man nicht wissen“,  
brummte der Wirt. „Für alle Fälle  
wird es gut sein, uns vorzusehen. Wir  
müssen ihm einige Schaufeln Erde  
nachschicken, damit er erstickt, wenn er  
sich nichts gethan haben sollte.“

„Und jetzt fingen sie an, dieß Lösung  
auszufüllen.“

Der Wächter Irving sieht mit seiner  
Frau und seinem bildhübschen Töch-  
terchen Mary beim Thee. Die Damen  
stücken, und er ist in eine Zeitung ver-  
tieft. Es ist so ruhig in dem Gemache,  
daß man das Klappern der Strid-

# Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

J. P. Windolph, Herausgeber.

Grand Island, Nebr., 26. Juni 1903

(Zweiter Theil.)

Jahrgang 23 No. 43.

nadeln hören kann. Plötzlich erschäl-  
ten Hustschläge, und gleich darauf hält  
ein Reiter vor der Thür.

Der Wächter begibt sich hinaus und  
fragt den Fremden nach seinem Be-  
gehre.

„Seid Ihr Samuel Irving?“ spricht  
der Reiter.  
„Allerdings; der bin ich.“  
„Mein Name ist Edward Clinton.  
Ich soll Euch von meinem Vater grü-  
ßen und sagen, daß er Euch auf dem  
Pferdemartie zu Hartington sehen  
möchte.“

„Ei, das ist schön. Kommt nur  
herein, damit ich Euch meiner Frau  
und meiner Tochter vorstellen kann.“  
„Ich bringe Euch einen lieben Gast“,  
sprach Irving warm zu seinen An-  
gehörigen, „den Sohn meines alten  
Freundes Clinton. Nehmt ihn auf  
auf und sorgt für ihn. Ich will unter-  
dessen Euer Pferd in den Stall bringen  
lassen, Mister Edward.“

Der Nachmittag vergeht unter Blau-  
dem, Essen und Trinken, und als der  
Abend heranbricht, schlägt Mary einen  
Spaziergang durch den Garten vor,  
was mit Dank angenommen wird.

Im Laufe des Gesprächs äußert  
Mrs. Mary, daß sie morgen nach der  
Stadt reite, um für ihren Vater Geld  
vom Bankier zu holen.

„Fürchtet Ihr Euch denn nicht, so  
allein zu reiten?“ fragte der fremde  
Besuch.

„Nein. Ich reite schon seit Jahren  
soh jeden Samstags hin, da Papa seine  
Arbeiten wöchentlich ausbegehrt.“

„Das ist auch für mich eine gute  
Gelegenheit, einige Banknoten wechseln  
zu lassen. Wenn Ihr es erlaubt, werde  
ich Euch begleiten und, wenn Noth an  
Mann ist, nöthigenfalls beistehen.“

„Es soll mir sehr angenehm sein,  
Mr. Clinton.“

Die beiden jungen Leute haben ihre  
Befehle beim Bankier besorgt und  
reiten wieder dem Wäldchen zu.

Als sie durch ein kleines Gehölz  
kommen, hält Mary's Begleiter plötz-  
lich sein Pferd an, erfährt die Fügel  
des Pferdes der schönen Reiterin und  
fordert sie auf, ihm das Geld zu  
geben, das sie eben von dem Bankier  
geholt.

Mary lacht herzlich, weil sie das  
Ganze für einen schlechten Scherz hält,  
und weigert sich, das Geld herzugeben.

Sie wird aber eines Anderen be-  
lehrt. Ihr angeblicher Beschützer zieht  
einen Revolver und schlägt auf sie an.  
Jetzt bekommt das Mädchen Angst  
und reißt dem Räuber die Banknoten  
hin.

Ein wohlthätiger Windstoß kommt  
ihre zu Hilfe und weht zwei Banknoten  
über einen Zaun.

Der Reiter steigt ab, sie zu holen.  
Diesen Augenblick benützt Mary Ir-  
ving voll Geistesgegenwart, gibt ihrem  
Pferde die Sporen und jagt auf und  
davon.

Der Räuber ruft ihr ein donner-  
ndes „Halt!“ nach, um das sich in der  
Miß Mary nicht kümmert. Er schießt  
den Revolver ab, und jetzt folgt dem  
Pferde Mary Irving's, durch den  
Knall erschreckt, sein eigenes. Ver-  
wundungsvoll vor Wuth schießt der Räuber  
noch zweimal nach den Fliehenden und  
macht dadurch die beiden Pferde völ-  
lig unbeherrschbar.

Der Wächter Irving hilft seiner  
Frau Erbsen lesen. Es ist wieder so  
friedlich und so still in der kleinen  
Wäldchenstube, daß man nichts als das  
monotone Riklad der Uhr vernimmt.  
Aus dieser idyllischen Ruhe werden  
sie plötzlich durch Pferdegetrappel und  
die Rufe: „Mama! Papa!“ aufge-  
scheucht.

Als Beide mit ihrer Arbeit inne-  
halten und durch das Fenster blicken,  
sehen sie ihre Tochter mit zwei Pferden  
im Hofe. Mary ruft einen Knecht  
herbei, übergibt ihm die Pferde und  
geht dann schnellen Schrittes in's  
Haus. Dort erzählt sie ihren er-  
schreckten Eltern, was sich zugetragen  
hatte.

„Mein Gott“, ruft Frau Irving  
aus, „wie danke ich Dir, daß Du un-  
sere Mary so beschützt hast, aber“,  
fügte sie, in die Prosa der Gegenwart  
verlindend, hinzu, „das schöne Geld  
ist verloren. Ein großer Schaden für  
uns.“

„Ja, Mütterchen, aber das Pferd ist  
mehr als 50 Pfund werth. Was meinst  
Du, Papa?“

„Fünfzig Pfund ist es mindestens  
werth. Auf dem Pferde habe ich aber  
auch einen Mantelsack gesehen. Ach  
werde ihn holen und wir wollen ihn  
untersuchen.“

Der Wächter geht und holt den Man-  
telsack. Er öffnet ihn und findet da-  
rin Papiere und Briefe, die auf den  
Namen Clinton lauten, eine prächtige  
goldene Uhr, goldene Manschetten-

knöpfe, eine silberne Tabatiere und  
eine Brieftasche ohne Inhalt.

Nach haben sich die Drei von ihrem  
Erstaunen nicht erholt, als geklopft  
wird.

Ein junger Mann tritt ein und wirft  
sich gänzlich erschöpft, ohne um Er-  
laubniß zu bitten, auf einen Stuhl.  
Er gleicht einem Wilde des Jammers.  
Die nackten Zähne drängen sich aus den  
zerfetzten Schuhen, Rock, Weste und  
Hose sind naß und über und über mit  
Erde, Sand und Lehm bedeckt. Statt  
eines Hutcs oder einer Mütze trägt er  
ein rothes Taschentuch auf dem Kopfe,  
und sein Gesicht, Hals und Hände sind  
mit unzähligen blutigen Schründen  
überzogen.

„Wer seid Ihr und was wollt Ihr  
bei mir?“ preßt endlich Irving hervor,  
als er die Jammergestalt betrachtet.

„Ich heiße Edward Clinton und  
will Euch später Alles erzählen“, leucht  
der arme Mensch.

„Clinton? Nicht möglich! Wie seht  
Ihr aus? Was ist Euch zugestoßen?“

„Ich bin auf einem Ritt nach Eurem  
Hofe in eine Wäldchenstube gerathen,  
durch Zufall aber gerettet worden.“

„Gestern kam ein junger Mann zu  
mir, der gleichfalls behauptete, Clinton  
zu heißen.“

„Ist er mit einem Pferde angetom-  
men?“

„Ja, mit einem Goldfuchs.“  
„Es ist Gary, meine brave Stute.  
Das Pferd gehört mir, und jener  
Schurke, der sich bei Euch für meine  
Person ausgab, ist der Sohn des Wirt-  
thes jener Wäldchenstube, in der man  
mich morden wollte. Kann ich das  
Pferd sehen?“

Als das Thier vorgeführt wurde,  
rief Clinton nur das Wort: „Gary!“  
und folgte ihm fast ohne Freunde an  
zu wiehern.

„Seht, Irving“, sprach Clinton be-  
wegt, „wo Menschenstimmen schweigen,  
da reden die Thiere.“

„Ihr glaubt also, daß Derjenige,  
der sich für Euch ausgab, zu jener  
Bande gehört?“

„So ist es.“  
„Habt Ihr dafür außer Eurem  
Pferde noch einen anderen Beweis?“

„Ja, meinen Mantelsack, wenn er  
ihn mit sich führte und wenn er sich  
in Euren Händen befinden sollte.“

„Er ist in unserem Besitze. Was  
war darin?“

„Meine Papiere, Wäsche, eine gold-  
ene Uhr und goldene Manschetten-  
knöpfe, eine silberne Tabatiere und  
eine Brieftasche mit 200 Pfund in  
Banknoten.“

„Die Brieftasche ist allerdings leer,  
aber die anderen Gegenstände sind vor-  
handen. Ihr seid der echte Clinton,  
darüber besteht kein Zweifel. Kommt,  
setzt Euch an unseren Tisch, säßt Euch  
und erzählt uns später, wie es Euch  
ergangen.“

Nachdem Clinton gegessen und ge-  
trunken hatte, erzählte er sein Ab-  
enteuer, und Mary das ihrige.

„Seid nicht böse“, bat Frau Irving,  
„aber wie Ihr es angeht, habt Euch  
aus dem Brunnen herauszuarbeiten,  
das habe ich nicht recht verstanden.  
Wollt Ihr es uns nicht nochmals er-  
zählen?“

„Herzlich gern. Das kam so. Als  
ich besinnungslos in der Grube lag,  
ermachte ich nach einer Weile und  
hörte, wie meine Verfolger daran gin-  
gen, Erde zu schaufeln und die Grube  
auszufüllen. Ohne ein Wort, einen  
Seufzer oder irgend ein Geräusch laut  
werden zu lassen, ließ ich die laste-  
nen Erde auf mich werfen und suchte  
nur zu verhindern, daß mein Körper  
ganz zuwecket wurde. Während sie  
allmählich die Grube füllten, arbeitete  
ich mich immer mehr und mehr gegen  
die Oberfläche herauf. Glücklicher  
Weise warfen sie diese nicht ganz zu,  
sondern hielten inne, als noch einige  
Fuß bis zur Höhe des natürlichen  
Bodens fehlten, indem sie sahen, daß  
dies für jetzt genüge. Als sie sich  
entfernt hatten, trock ich heraus und  
machte mich durch den Wald davon.“

Da Clinton angeben konnte, wo sich  
die Wäldchenstube befand, so dauerte  
es nur wenige Tage, bis das ganze  
Verbrechensnetz ausgehoben war. Die  
200 Pfund bekam Clinton fast voll-  
ständig wieder zurück. Die Verbrecher  
aber erhielten lange Kerkerstrafe und  
wurden sämmtlich zu harter Arbeit  
verurtheilt.

Mister Clinton feierte nach sechs  
Wochen mit der schönen, muthigen  
Wächterin Tochter Mary Irving seine  
Hochzeit.

Manerer Veraleid.  
„Meine Frau wollte durchaus, der  
Junge soll Hans heißen, und ich  
wollte ihn durchaus Fritz nennen.  
Endlich haben wir einen Vergleich ge-  
schlossen.“

„Nun, wie habt ihr ihn denn ge-  
nannt?“  
„Hans!“

## Dr. Teufel, der Pechvogel.

Humoreske von Barbara v. Blomberg.

Er ging mühsam in's Zimmer auf  
und nieder und laufte vergeblich  
auf seine Hausglocke. Er kühlte sich  
litter enttäuscht; es war nicht mehr  
zu leugnen, hier fand er keine Praxis.  
Nicht weil es an Kranken fehlte —  
die gab es schon genug — aber sie  
wandten sich alle an den alten, lang-  
bekannten Arzt. Er hatte wahrhaftig  
nicht einen Patienten aufzuweisen;  
Wie alle Tage, schaute er während der  
lügen angezeigten „Sprechstunden“  
zum Fenster hinaus. In seinem  
Schilde „Teufel, praktischer Arzt“,  
gingen sie achlos vorüber. Achlos!  
Kein, das stimmte nicht ganz, und das  
war es gerade, was ihm auf Tage die  
Laune verdorben hatte. Was er neu-  
lich bei strömendem Regen zum Fen-  
ster hinauslart und den Kurzgärt-  
chen nachgesehen, die eilig in die Hotels zu-  
rückzueilen, da war plötzlich jemand vor  
seinem Schilde stehen geblieben. Ein  
übermüthiges Lachen schloß zu ihm  
herauf und eine helle Stimme rief:  
„Teufel! Welch ein Name! Ich würde  
doch noch so gern in die Hände  
eines Teufels gehen.“ Dann ein eil-  
iges Weiterhasten; und so sehr sich der  
tief gekränkte Doktor auch mühte,  
etwas mehr von der Späterin zu sehen,  
er konnte unter dem großen Regen-  
schirm nichts weiter entdecken als eine  
kleine Hand, welche die Kleider hob,  
und ein paar auffallend zierliche Füße  
in hellbraunen Lederstiefeln. Schon am  
nächsten Tage ging er auf die Suche  
nach der Späterin. Den Ausschpruch  
stellte sie bereuen, das stand bei ihm  
fest. Sie sollte ihn kennen lernen,  
und er wollte ihr zeigen, daß es nicht  
schlecht war, in seine Hände zu fallen.  
Und wenn sie ihm gefiel, wer weiß,  
was dann folgen würde! Nun war  
er überall, in der Trinkhalle, auf der  
Kampromenade, in den Straßen, auf  
den Bergen — umsonst.

Dr. Teufels Laune verschlechterte  
sich zusehends. Er war eben ein Pech-  
vogel.

Da, eines Tages — gegen Mitter-  
nacht — fuhr er jäh aus dem Schlafe.  
Die Nachtglocke tönte. Mit einem  
Zug war er am Fenster. „Was gibt  
es?“ Wüthend warf er nach einigem  
Hin und Her das Fenster zu. Das  
also sollte sein erster Patient sein!  
Ein alter, ungeduldiger Herr, der vor  
Gelenkschmerzen nicht schlafen konnte.  
Der andere Arzt hatte sein Kommen  
verweigert, weil er ihn zu oft nutzlos  
des Nachts gerufen. Nun schickte man  
in der Noth zu Dr. Teufel.

Schimpfend machte er sich auf dem  
Weg. Das Hotel war nicht weit, im  
ersten Stod die letzte Thür sollte es  
sein. Der lange Korridor war hell  
erleuchtet. Vor den Thüren hingen  
Kleider und lagen Stiefel bunt dur-  
cheinander. Da — was war das —  
seht hätte er laut aufgeschrien, an der  
vorletzten Thür standen die hellbraunen  
eleganten Lederstiefel, led nach aus-  
wärts gedreht und, wie er meinte, sehr  
impertinent aussehend. Schon wollte  
er sich bücken, um sie genauer zu be-  
trachten, da scholl ihm lautes Stöhnen  
und ungeduldiges Schelten entgegen:  
„Kann sich der Teufelstern nicht  
prompt herfschicken, wenn ich ihn rufe,  
so ein —“ darauf eine helle, be-  
schwichtigende Frauenstimme. Da  
klopfte der Doktor an die letzte Thür  
und trat ein.

„Na, endlich!“ rief eine grämliche  
Stimme, „ich muß hier liegen und  
winde mich vor Schmerzen, und keiner  
kommt, um mich zu trösten. Wozu  
sich Ih: Doktoren denn da, wenn Ihr  
einem nicht beistehen wollt!“

Schon wollte Dr. Teufel droff er-  
widern, da fiel sein Blick auf die hohe  
Frauengestalt in dem hellen, löse fal-  
tenden Gewande, die zu Häupten des  
Kranken stand und ihm litzend ein  
Zeichen machte. Er knigte. Welch selb-  
stliche Erstbeinung! Welch liebes, jun-  
ges Gesicht! Sollte das etwa die Spä-  
terin sein? —

„Daß mir im Augenblick nicht zu  
helfen ist, weiß ich allein“, murzte der  
alte Herr weiter, „also kommen Sie  
mir bloß nicht mit Pulver und solchem  
Zeug, aber zureden können Sie mir  
doch —“ Wieder die bittende Be-  
wehung des reizenden jungen Ge-  
sichtes. Der Doktor trat näher und  
ließ sich die Schmerzen erklären. Nun  
ging ein Klagen und Stöhnen los,  
aber was der Teufel noch vor einer  
halben Stunde für unmöglich gehalten,  
that er jetzt mit größter Wärme.  
Er tröstete, redete auf zu und malte  
ihm baldige Besserung vor.

„Ach, wie das wohlthut.“ seufzte der

Kranke, „mir wird schon besser. Du  
kannst zu Bett gehen, Liebel.“

Sie wandte sich ungeschlüssig zur  
Thür, die in das Nebengemach führte,  
vor dem draußen die bewußten Stiefel  
standen. Nun wußte er es ganz  
gewiß, das war die Späterin. Die  
Tochter des alten Herrn natürlich —  
welch glücklicher Zufall!

„Bitte, gehen Sie ruhig, gnädiges  
Fräulein, ich werde hier bleiben, bis  
Ihr Herr — Herr —“, er zögerte und  
sagte: „Bater —“ Jetzt blühten ihm  
die Augen übermüthig an. „Gna-  
de, heißt es, verbesserte sie strahlend.  
Mit einem Auflachen verschwand sie.

Dr. Teufel stand wie erstarrt. Er  
hörte nicht des alten Herrn Brummen  
von „Weiberpossen und Mummens-  
schanz“; nie in seinem Leben hatte er  
ein so dummes Gesicht gemacht! O,  
Du Pechvogel!

Nun hatte er Arbeit! Der eine Pa-  
tient machte ihm mehr Laune als die  
ganzen übrigen Kurzgäste seinem  
Kollegen. Aber das machte nichts, im  
Gegeatheil, der Doktor war in der  
restlichen Laune und sah Alles im  
hellsten Licht. Das Klagen des Kran-  
ken beruhigte ihn kaum; Liebel stand ja  
hinter ihm und verbannte mit ihrem  
Lachen und Plaudern jeden trübren  
Gedanken. Es gelang den Beiden in  
mer, den alten Herrn in gute Laune  
zu bringen, und er gedöhte sich so an  
den lustigen Doktor, daß er ihn ganz  
in Beschlag nahm. Dr. Teufel be-  
gleitete ihn in die Trinkhalle und wenn er  
sich im Fahrstuhl in den Kurzgärt-  
chen schied, die junge Frau ging an  
seiner anderen Seite und sah ihn so  
lebensfroh und jugendlich aus den  
übermüthigen Augen an, daß er sich  
immer von Neuem von ihrem Zauber  
hinreißen ließ.

Manchmal schickte der alte Herr die  
Beiden in die Berge, damit sie ihm  
nächter von der herrlichen Natur er-  
zählen und wilde Blumen von den  
Abhängen mitbringen sollten. Und  
wie gern thaten es die Zwei!

Doch das Unglück schreitet schneell!  
Eines Abends wurde der Doktor  
plötzlich in das Hotel gerufen. Liebel  
stand still und blaß am Fenster. Der  
alte Herr hinkte im Zimmer umher.

„Gut, daß Sie da sind!“ rief er  
ihm entgegen, „ich muß es Ihnen  
gleich sagen, wir teilen morgen früh.  
Ich habe wichtige Geschäftsnachrich-  
ten, ich muß sofort nach Hause.“

Der Doktor lehnte sich in plötzlicher  
Schwäche an die Thür; er konnte es  
kaum fassen.

„Gnade geht, wo es wieder schön  
wird“, flammelte der junge Mann  
vergeblich; „ich dachte, wir könnten  
morgen in die Berge.“

„Ja, deshalb kann ich doch nicht  
hier bleiben, und wenn meine Alte —“

„Was!“ Der Doktor schrie es em-  
por. Der Mann wagte diese reizende  
Frau so zu nennen!

Er erschrak auf sichtlich. „Ach so,  
na, lassen wir das; sehen Sie lieber  
im Kursbuch nach, wann der beste  
Zug geht.“

„Vielleicht geht er erst Nachmit-  
tag“, ließ sich eine liebe, helle Stimme  
vernehmen, „dann könnten wir Vor-  
mittags noch in die Berge.“

Er sah ihr heiß in die Augen, dann  
blühterte er eilig im Kursbuch. „Na-  
türlich, Sie können erst Nachmittags  
um 3 Uhr fort!“ Er unterschlug ge-  
wissenslos den Morgenzug. „Wo ha-  
ben wir noch Zeit zu unserem Aus-  
flug.“

Dr. Teufel hatte eine schlechte  
Nacht. Nun wußte er es, er liebte die  
schöne Frau. Das sieht Dr. Pech-  
vogel ähnlich, sagte er sich mit tiefer  
Bitterkeit.

Mit schmerztem Kopf und noch viel  
schmerztem Herzen holte er in aller  
Morgensfrühe seine Partnerin ab. Sie  
sahen auch nicht geschlafen zu haben,  
sie sah blaß und übermüthig aus. Der  
alte Herr schaute ihnen aus dem Fen-  
ster nach, und in plötzlicher Laune rief  
er: „Adieu, Alie!“

Dr. Teufel war sichtlich enttäuscht;  
er fand ihr helles Lachen sehr unan-  
gebracht. Er war ernst und still und  
ein unheimlicher Gesellschafter.  
Schweigend stiegen sie aufwärts.  
Die Sonne wollte nicht herauf. Es  
war kühl und thaufrisch, und die  
Berge waren naß und schlüpferig.

Plötzlich blieb Dr. Teufel stehen  
und deutete auf ihre hellbraunen Leder-  
stiefel. Wie sie ihn an die melanco-  
lischen Abende von damals erinnerte,  
und die kommenden erschienen ihm  
noch tausendmal tröstlicher.

„Wie können Sie so leichtsinnig  
sein, diese unpraktischen Dinger an-  
zuziehen?“ fragte er scharf.

„Ach, wie das wohlthut.“ seufzte der

Sie war so erschrocken, daß ihr  
Thänen in den Augen standen.

„Warum weinen Sie?“ herrschte  
er sie an, „Sie haben keinen Grund.  
Ich muß es auch und hätte viel eher  
Grund, das Gleichgewicht zu ver-  
lieren, so ein Pechvogel wie ich bin!“

Sie trotzte sich energisch die  
Thänen. „Das war ungerecht von  
Ihnen“, sagte sie nachdrücklich, „ich  
bin ein viel größerer Pechvogel als  
Sie.“

„So? rief er aufgebracht, „ich bin  
immer von Unglück verfolgt wor-  
den im Großen und Kleinen. Und  
nun ich endlich Jemand lieb gemon-  
nen habe, darf ich sie nicht für mich  
begehren! Und da ich endlich das habe,  
wonach ich mich gesehnt, Arbeit und  
Praxis, nun freut es mich nicht!“

„So!“ rief sie siegesgewiß, ihn zu  
übertrumpfen, „und da ich endlich ein-  
mal Ruhe vor den Männern haben  
wollte, die mit, dem reichen Mädchen,  
alle nachsiefen und Ontel auf meinen  
Schmerz einging und mich für seine  
Frau ausgab, da freut es mich nun  
auch nicht. Und wo ich endlich jemand  
lieb gewonnen habe, ist er rauh und  
hart zu mir.“

„Liebel!“ schrie er auf und hielt sie  
im selben Moment heiß umschlungen.

Die hellbraunen Stiefelchen lugten  
vorwiegend unter dem Rock hervor; sie  
waren feige; das Liebel hatte sich dem  
Teufel freiwillig in die Hände ge-  
geben.

Das Dampfianos.

Anlässlich der neuen europäischen  
Reise des Sousa-Chefsters mit  
seinen riesigen Blech-Instrumenten  
wird gegenwärtig in dortigen Blättern  
die Erinnerung an ein Kraftkonzert  
aufgefrischt, das Aurelien Scholl in  
seiner Pariser Chroniken beschrieb.

Es war im Jahre 1863. Ein Erfinder  
hatte die Erlaubniß erhalten, im neuen  
Pariser Zirkus, dem Hippodrome Ar-  
nault, ein Dampfianos vorzuführen,  
von dem er wahre Wunder verpochte.  
Die Vorstellung erfolgte am 11. Juli.  
Ganz Paris war herbeigeströmt. Der  
Impresario Arnault kündigte mit lau-  
tem Rufe das Erscheinen des Wunder-  
instrumentes an, und in die Bahn fuhr  
ein auf vier Rädern ruhender, von  
einem Pferde gezogener Kessel, über  
dem eine Reihe von Röhren nach Art  
der Hirtenpfeife der Alten angebracht  
waren. Der Erfinder schürte unter  
dem Kessel ein Steintohlenfeuer, drehte  
das Pfifen und der Dampf krönte  
gleich in alle Röhrenpfeifen. Niemals  
schlug ein solcher Höhenlärm an  
menschliche Ohren; nie hat ein Ge-  
witter, ein Erdbeben oder ein Vulkan  
auch nur die Hälfte des Getöse ver-  
ursacht, das hier ertönte. Man denke  
sich die Trompeten von Jericho, ab-  
blasen von Mifstral; dazu das Brüllen  
von 500 lebend verbrandenden Böven  
und 1200 betrunkenen Gein, und man  
hat einen schwachen Begriff von der  
ersten Melodie des Dampfianos.

Alles hält sich die Ohren zu, die Kin-  
der schreien, die Frauen werden ohn-  
mächtig, und mehrere Zubörer eilen  
entsetzt davon. „Was ist los?“ fragt  
Arnault. Der Erfinder dreht aus  
allen Kräften an den Ventilen und  
ruft: „Es ist zu stark geblitzt.“ „Ge-  
nug!“ lönt es von allen Seiten. Nur  
der Bankier Emile Cremieux, der so  
taub war, daß, wenn die Kanone des  
Hotel des Invalides donnerte, er  
traute, ob es schon „halb“ schillte,  
tritt an den Impresario heran, zeigt  
auf ein mächtiges Rohr und fragt, ob  
das eine Tromba oder ein Cornet an  
piften sei. Plötzlich erfolgt ein gewal-  
tiger Knall; das Piano ist zer-  
sprungen. Alles rennt und flüchtet,  
und nachdem sich die Dampfwolken zertheilt,  
sieht man den Erfinder mit einem zer-  
schmetterten Arm inmitten veröde-  
terter Röhren und sonstiger Trümmer ohn-  
mächtig am Boden liegen. Der Piano-  
kessel war in der Mitte geblieben.  
Mitleidlos hat danach auch der  
Künstlerwirth das mißglückte Projekt  
des verunglückten Erfinders ausge-  
setzt, und der Münchener Verein „Hölle“  
führte bald darauf zur unbändigen  
Heiterkeit seiner Mitglieder und Gäste  
bei einer karnevaleskischen Veran-  
staltung eine Karrikatur des Pfifen-  
Dampfianos unter dem ominösen  
Namen Rotsenfenrohr-Ratophonium  
vor.

Schmeidelhaft.

Verbrecher (zu seinem Verteidiger):  
„Als ich Sie das erste Mal sah,  
Herr Rechtsanwalt, sagte ich zu mir:  
Der verbrecht dich, der ist selbst erblich  
belastet!“

Gedichtete Zukunft!

„Was willst Du denn mal werden,  
Kleiner?“  
Paulchen: „Ich übernehme das  
Geschäft meines Vaters.“  
„Was ist denn Dein Vater?“  
Paulchen: „Rentier.“

Ein Frauenfemmer.

A: „Ich verheirathe Sie, Fräulein  
Lucie ist zwar ein altes Mädchen, aber  
durchaus ehrenwerthes Fräulein, über  
deren Mund keine Lüge kommt!“

B: „So? Hm, ich werde sie ein-  
mal um ihr Alter fragen!“

Kausgleich.

Dame (vor dem Souper): „Was,  
neben den Nordvolksfahnen haben Sie